

# Memoria.

Criminal-Geschichte  
von  
Friedrich Friedrich.

Benige Stunden darauf erschien Wenzel, als Untersuchungsrichter, vom Aktuar begleitet, auf der Brandstätte. Er trat nur wenige Menschen von dort, unter ihnen den alten Gärtner.

Der Ort selbst konnte ihm nicht den geringsten Anhaltspunkt zur Untersuchung mehr bieten. Das Gartenhaus war nur noch ein schwarzes, rauchender Schutthaufen, halb verlohnte Balken lagen zerstreut umher, die Umgebung war in ziemlich weitem Umkreise zertrümmert und machte einen wüsten, und öden Eindruck.

Der alte Gärtner wollte ihm seine Wahrnehmungen erzählen.

Hier nicht, unterbrach er ihn, denn neugierig drängten sich mehrere Arbeiter heran. Ihr könnt mir nachher im Schlosse Alles mittheilen—kommt dort hin.

Er schritt dem Schlosse zu; bei Bertha ließ er sich anmelden, allein sie ließ ihm erwidern, daß es ihr unmöglich sei, irgend Jemand zu empfangen und zu sprechen. Er fand dies natürlich. Der Schmerz verlangte allein zu sein.

Er ließ den Gärtner in den Gartensalon, in welchen er durch den Diener geführt war, kommen.

Der Alte erzählte ihm seine Wahrnehmungen mit denselben Worten, mit denen er sie Urban mitgetheilt hatte.

Wenzel unterbrach ihn nicht.

Ihr seid also der Meinung, daß dieselbe Hand, welche das Feuer angelegt, auch die Thür von außen verriegelt hat? fragte er endlich.

Der Alte blidte ihn erstaunt an. Er befragte diese Frage kaum.

Natürlich, erwiderte er. Wer anders hätte es thun sollen! Es kommt zur Nachtzeit Niemand in den Park.

Und in welcher Absicht, glaubt Ihr, ist das Feuer angelegt? forschte Wenzel weiter.

Das weiß ich nicht, sicherlich aber in keiner guten, denn wer nicht etwas Böses im Sinne hat, greift nicht zu solchen Mitteln. Gewiss kann Niemand durch den Brand haben.

Wenzel schweigend nachsinnend einen Augenblick.

Wißt Ihr ob der Doctor Brandt irgend einen Feind hat? fragte er endlich.

Ich kenne keinen, gab der Gärtner zur Antwort, ich möchte sogar schwören, daß er keinen Feind hat, weil er nicht im Stande ist, irgend Jemand ein Leid zuzufügen. Er ist still, gutmüthig und freundlich gegen einen Jeden. Ich vernehme gegen ihm. Er kennt die lateinischen Namen der Blumen und Pflanzen jeßmal besser als ich, — und dabei ist er nicht im Stande eine einzige Salatpflanze ordentlich in die Erde zu bringen. Hier auf dem Gute hat Niemand etwas gegen ihn—soviel weiß ich.

Hatte Euer Herr Feinde? forschte Wenzel weiter.

Ich habe mich um seine persönlichen Verhältnisse nie genau gekümmert, denn sie gehen mich nichts an. Und ich meine auch, es ist nicht gut, wenn die Untergebenen allzugenau auf die Angelegenheiten ihrer Herrschaften schauen.

Hat er irgend welchen Streit mit einem seiner Diener gehabt?

Ich weiß nichts davon. Vor wenigen Tagen hat er allerdings seinen Jäger plötzlich entlassen.

Wie hieß derselbe?

Sand.

Und weshalb hat er ihn entlassen?

Der Alte zog schweigend die Schultern empor.

Ich kenne den Grund nicht, erwiderte er.

Wenzel blidte ihm scharf in's Auge.

Ihr kennt ihn—sagt nur die Wahrheit.

Nein, ich kenne ihn nicht, erwiderte der Alte. Ich weiß nur, was die Diener erzählten.

Und was erzählten sie?

Der Alte zögerte nie der Antwort.

Was erzählten sie? wiederholte Wenzel noch einmal.

Sie sagten, der Jäger habe der gnädigen Frau allzu verliebt in die Augen geschaut. Er war freilich ein hübscher Mensch und kluger Kopf — aber Herr Richter, ich mag nicht als wahr vertreten, was die Diener geschwätzt haben.

Das sollt ihr auch nicht. Hat Euer Herr Streit mit ihm gehabt — ich meine einen heftigen Austritt?

Davon weiß ich nichts. Wir ist nur bekannt, daß Sand plötzlich das Schloß verlassen mußte.

Es war derselbe Jäger, den Herr von Börner bereits seit mehreren Jahren hatte? den ich auf der Jagd öfter gesehen habe?

Derselbe, bestätigte der Alte.

Der Mann war heftig und jahrgornig!

Das konnte er sein; gegen mich ist er es freilich nie gewesen, und ich möchte ihm auch nichts nach sagen, was für ihn zum Nachtheil ausschlagen könnte.

Ich verlange von Euch nur, daß Ihr in allen Stücken die Wahrheit sagt, sprach Wenzel. Seid überzeugt, daß ich keinem Unschuldigen ein Leid zufügen werde; wer indeß schuldig ist, verdient Strafe.—Was wißt Ihr über den Jäger?

Er war ein sonderbarer Mensch, dessen Charakter ich nie völlig habe begriffen können. Tagelang konnte er so unbeding und wild sein, daß ihm Niemand entgegenzutreten wagte, denn in seiner Lei-

denenschaft konnte er sich selbst nicht mehr, und dann wich er weder einem jedem Menschen aus und suchte die Einsamkeit; es war dann, als ob er die Menschen fürchte.

Wie war er in der Erfüllung seiner Pflichten?

Außerst pünktlich und gewissenhaft, und deshalb hielt der Herr auch so viel auf ihn. Er pflegte ihn stets in Schutz zu nehmen, wenn Andere über seine Heftigkeit Beschwerde führten.

Und doch hat ihn Herr von Börner plötzlich entlassen, wie Ihr mir gesagt habt?

Er wird seine gewichtigen Gründe gehabt haben, die ich nicht kenne, gab der Alte zur Antwort.

Wenzel schweig. Nachsinnend schritt er auf und ab, als verfolge er im Geiste einen bestimmten Gedanken. Pflötzlich blieb er vor dem alten Gärtner wieder stehen.

Wo hält der Jäger sich jetzt auf? fragte er.

Ich weiß es nicht.

Ist er wieder hier gewesen, seitdem er entlassen ist—oder habt Ihr ihn seit der Zeit wieder gesehen?

Nein.

Der Richter entließ den Alten und trug ihm auf, den Doctor Brandt zu ersuchen, zu ihm zu kommen.

Was glauben Sie, soweit sich bis jetzt nach der Untersuchung ein Urtheil bilden läßt? wandte Wenzel sich fragend an den Aktuar, als sie allein im Zimmer waren.

Der Jäger wird das Haus angezündet haben, um sich für seine Entlassung zu rächen, urtheilte der Aktuar schnell und mit ziemlicher Bestimmtheit.

Wenzel suchte mit den Achseln.

Es ist möglich, allein bis jetzt liegt noch nicht der geringste Beweis gegen ihn vor.

Ich glaube nicht, daß er es gethan hat; denn halte ich ihn auch einer solchen That fähig, so war er jedenfalls zu klug, sich zu gestehen, daß er Börner hiedurch wenig kummer bereiten werde; ich glaube vielmehr, er würde das Schloß selbst angezündet haben.

Das Schloß ist massiv, warf der Aktuar ein.

Massive Gebäude brennen im Innern auch.—Nun, die Untersuchung wird uns hoffentlich mehr und festere Anhaltspunkte geben.—Haben Sie die Aussagen des Gärtners genau zu Protokoll genommen?

Der Aktuar versicherte es.

Der Alte, fuhr Wenzel fort, macht einen durchaus ehrlichen und wahrhaften Eindruck. Er ist in seinen Mittheilungen zwar etwas breit, das pflegen alte Leute indeß in der Regel zu sein.

Der Doctor Brandt trat in das Zimmer und unterbrach ihn.

Durch die Hast seiner Bewegungen und Antworten verrieth er deutlich, daß die Aufregung, in welche er durch das Feuer und Börner's Tod versetzt war, ihn immer noch nicht verlassen hatte. Er gab indeß seine Antworten genau und bestimmt.

Wenzel fragte ihn, ob er zu Sand in irgend einem näheren Verhältnisse gestanden habe.

Nein, erwiderte Brandt. Er war stets artig gegen mich, wir haben indeß selten ein Wort mit einander gesprochen.

Er versicherte mit derselben Bestimmtheit, wie am Morgen früh gegen den Doctor Urban, daß er die Hausthür unvergeschlossen gelassen habe.

Und weshalb glauben Sie, daß die Thür während ihrer Abwesenheit von außen verschlossen ward? fragte Wenzel.

Ich weiß es nicht, erwiderte der Ge-fragte, ich bin auch nicht im Stande irgend einen Grund dafür aufzufinden. Der Doctor Urban glaubt, es sei geschehen, damit ich und Heinrich verbrenne—ich kann diese Ansicht nicht theilen, denn ich begreife nicht, wem durch unsern Tod ein Dienst erwiesen sein könnte.

Haben Sie seine Feinde?

So viel ich weiß, nicht.

Wissen Sie genau, wann Sie das Gartenhaus verlassen haben?

Ja—es war um elf Uhr.

Und wann bemerkten Sie das Feuer?

Ich habe nicht nach der Uhr gesehen.

Ich war mit Heinrich langsam nach dem Sandberge gegangen; wir waren bereits eine Zeitlang oben, als er zuerst den Feuerchein bemerkte—es mochte vielleicht um zwölf Uhr sein, genau weiß ich es nicht.

Haben Sie des Abends Niemand im Parke in der Nähe des Gartenhauses bemerkt?

Niemand.

Haben Sie irgend eine Vermuthung, wer das Feuer angelegt haben könnte?

Nein. Durch Unvorsichtigkeit kann das Feuer nicht entstanden sein, weil an dem Tage, außer Heinrich und mir, Niemand in dem Hause gewesen ist, und wir gehen Abend nicht einmal Licht angezündet hatten; auf der andern Seite ist es mir unbegreiflich, wie Jemand eine solche That vollbringen kann.

Sein Gesicht bestätigte diese letzten Worte vollkommen. Er sah so harmlos und unschuldig aus, daß Jeder überzeugt sein mußte, er selbst könne mit Absicht kein Unrecht begehen.

Wenzel begriff, daß ihn die Aussagen Brandt's im Ganzen wenig weiter führen würden. Er war ein gelehrter, dessen Anschauungen nicht über den Kreis seiner Wissenschaften hinausgingen. Schon wollte er ihn entlassen, um noch einige Diener des Schloßes, welche sofort auf die Brandstätte nach Ausbruch des Feuers geeilt waren, zu verhören, als Heinrich aufgeregte in den Salon

stürzte. Seine Wangen waren bleich, die Augen noch geröthet, dennoch leuchteten sie lebhaft, aufgeregte. Ohne Zögern schritt er auf Wenzel zu.

Dieser streckte ihm die Hand entgegen—er kannte ihn ja. Er wollte ihm über den Verlust, den er erlitten hatte, einige beruhigende Worte sagen, allein der Knabe blidte ihn völlig gefaßt an.

Wenden Sie alle Kräfte an, um den Verbrecher zu entdecken, der das Haus angezündet hat, bat er mit dringender, heftiger Stimme.—Mein Vater hat dadurch sein Leben eingebüßt.

Ich werde es thun, versicherte Wenzel und ich hoffe, daß es mir gelingen wird.

Es muß Ihnen gelingen! rief Heinrich fast leidenschaftlich. Mir hat das Feuer gegolten, ich habe in demselben mein Leben verlieren sollen, denn der Herr Doctor Brandt ist so gut, daß er keinen Feind haben kann!

Hast Du denn Feinde? warf Wenzel ein.

Ja—ich weiß es nicht, fügte Heinrich zugleich sich verbessernd hinzu. Und weshalb glaubst Du, daß das Feuer Deinem Leben gegolten habe?

Den Knaben schien diese Frage etwas zu verwirren, er zögerte zum wenigsten mit der Antwort.

Es hat mir gegolten! erwiderte er dann. Weshalb wäre die Thür sonst von außen verriegelt gewesen? Es wußte Niemand, daß wir das Haus verlassen hatten. Wer das Feuer angelegt hat, ist in dem Glauben gewesen, daß wir uns in dem Hause befinden.

Des Knaben bestimmte, hastige Worte machten auf Wenzel einen eigenthümlichen Eindruck, der Knabe schien offenbar mehr zu wissen, als er sagte, vielleicht auch lagern mochte.

Du hast gegen irgend Jemand einen Verdacht? fragte Wenzel.

Heinrich blidte ihn einige Sekunden groß und starr an. Es lag eine Bestätigung in diesem Blicke, und dennoch erwiderte er gleich darauf mit fester Stimme: Nein!

Dann kamst Du auch nicht behaupten, daß das Feuer Deinem Leben gegolten hat.

Es hat ihm gegolten! erwiderte Heinrich, ohne seine Worte durch irgend einen Grund zu beweisen.

Du bist aufgeregte, Heinrich, fiel Doctor Brandt ein. Komm mit mir, Du bedarfst der Ruhe.

Der Knabe schüttelte ablehnend mit dem Kopfe. Noch einmal wandte er sich an Wenzel und erfasste in leidenschaftlicher Weise dessen Hand.

Mein Vater ist durch das Feuer gestorben, rief er, rächen Sie seinen Tod dadurch, daß Sie Denjenigen, der das Feuer angelegt hat, zur Rechenschaft ziehen. Ich werde nicht eher Ruhe finden, als bis dies geschehen ist!

Tränen glänzten in seinen großen Augen. Wenzel versprach seine Bitte zu erfüllen, dann ließ er sich durch Brandt ruhig aus dem Gemach führen.

Wenzel schritt schweigend auf und ab. Haben Sie den Knaben beobachtet? wandte er sich fragend an den Aktuar.

Er war lebhaft aufgeregte. Ich finde es natürlich nach den Vorgängen der letzten Nacht.

Wenzel schüttelte mit dem Kopfe.

Es war mehr als Aufregung, fuhr er fort. Der Knabe hat einen bestimmten Verdacht und scheut sich, denselben auszusprechen und doch sieht er nicht aus, ob er Furcht kenne. Ich lasse sein Wesen noch nicht. Ginge nicht etwas Besonderes in seinem Innern vor, so würde der Schmerz um den Tod seines Vaters ihn überwältigen, denn Börner hat mir mehr als einmal erzählt, daß der Knabe mit unendlicher Liebe an ihm hänge. Es ist mir ein Räthsel und zieht mich unendlich an, und ich habe bis jetzt stets die Erfahrung gemacht, daß es immer außerordentliche Menschen waren, an welche ich mich so unwillkürlich, ohne daß ich im Stande war, mir darüber klar zu werden, gefesselt und hingezogen gefühlt habe.

Er verhörete noch einige Diener, ohne daß er durch deren Aussagen mehr erfuhr, als er bereits wußte. Sie gaben ihm nicht einen einzigen bestimmten Anhaltspunkt.

Unbefriedigt über das Ergebnis seiner Untersuchung verließ er das Schloß. Er hätte gern mit Bertha gesprochen, weil er hoffen durfte, durch sie ihm wenigstens einige Andeutungen zu erfahren, er ehrte indeß ihren Schmerz zu sehr, als daß er gewagt hätte, sie in demselben zu stören.

Urban begegnete ihm auf der Straße, als er in die Stadt zurückgekehrt war.

Haben Sie irgend eine sichere Spur des Brandstifters gefunden? fragte der Arzt.

Nichts—nichts! Ich vermüthe, die Angelegenheit wird mir noch viel Arbeit verursachen.

Verlieren Sie nur den Muth und die Lust nicht, fiel Urban ein. Haben Sie Frau von Börner gesprochen?

Nein. Sie wollte Niemand empfangen. Ich finde es natürlich. Wer vor wenigen Stunden so unerwartet den Mann verloren hat, kann unmöglich Besuch annehmen.

Urban zudte halb zweifelnd mit den Achseln.

Ich gebe Ihnen im Allgemeinen Recht, erwiderte er, indeß sind die Charaktere sehr verschieden. Manche scheinen durch ein solches Unglück kaum betroffen zu werden, ja sie haben für den wirklichen Schmerz kein Verständniß und keine Empfindung.

Wenzel blidte ihn erstaunt an!

Wollen Sie dies auch auf Frau von Börner beziehen? fragte er.

Sie vergessen, daß ich durchaus keine

bestimmte Beziehung ausgesprochen habe. Ich theilte Ihnen nur eine psychologische Beobachtung mit, welche ich mehrere Mal zu machen Gelegenheit gehabt habe.

—Doch meine Patienten verlangen nach mir. Nehmen Sie den vorliegenden Fall ernst und genau.

Er wollte sich entfernen.

Wenzel legte die Hand auf seinen Arm. Nur noch eine Minute, um eine Frage an Sie richten zu können. Glauben Sie, daß Frau von Börner im Stande ist, mir irgend welchen nähern Aufschluß über das Verbrechen, oder irgend einen Verdacht anzugeben?

Urban schien diese Frage nicht erwartet zu haben. Er schloß die Augen halb, um seinen Mund glitt ein leichtes, halb spöttisches Lächeln.

Bester Freund, erwiderte er, ich bin zwar seit Jahren Hausarzt bei Börner gewesen, allein ich habe mich nie rühmen können, daß die schöne Frau mich zu ihrem Vertrauten gemacht hat. Und selbst wenn ich es gewesen wäre — ein Vertrauter muß schweigen können. Handeln Sie so, wie Ihre Pflicht es erfordert—ich glaube, dann wird Sie ein Vorwurf treffen können.

Er wandte sich ab und schritt schnell die Straße entlang.

Einige Sekunden lang blidte Wenzel ihm nach. Die halb ausweichenden, halb dunklen Worte des Arztes fielen ihm auf. Urban war ein offenes, unbefangenes Gemüth—weshalb gab er sich jetzt anders, als er wirklich war, ja anders, als er zu denken schien! Es kam noch das eigenthümliche Benehmen des Knaben hinzu. Sollten beide um ein Geheimniß wissen, das sie nicht aussprechen mochten, oder sollte er sich in beiden täuschen? Er wußte, daß der Mensch in erregten Augenblicken oft mehr wahrzunehmen wähnt, als wirklich wahrzunehmen ist. Er klammert sich dann an Gerüchlichkeiten, welche oft nur ein Spiel des Falls sind, fest, und hofft durch sie auf eine Spur geführt zu werden, auf welche sie nimmer führen können. Daß er selbst durch Börner's Tod, durch das Geschick der schönen Frau in Aufregung verlegt war, konnte er sich nicht verhehlen, deshalb kehrte er in seine Wohnung zurück. Vielleicht wurde er dort ruhiger und sein Auge blidte mit größerer Klarheit. Er konnte sich rühmen, daß ihm noch kein Verbrecher, dessen That er zu untersuchen und zu verfolgen gehabt hatte, entgangen war, deshalb hoffte er mit Aufrichtigkeit, das es ihm auch hier gelingen werde, wenn er auch für den Augenblick noch keine Möglichkeit, es zu erreichen, einnahm.

Wolff hatte kaum von dem Unglücke, welches seine Schwester betroffen hatte, gehört, als er zu ihr eilte, um ihr seine Unterstützung anzubieten. Bertha nahm dieselbe an, weil sie derselben bedurfte. Sie verließ ihr Zimmer nicht. Selbst ihre Dienerin und ihre Kinder ließ sie nicht zu sich. Hartnäckig weigerte sie sich, irgend welche Speise zu sich zu nehmen. Einen so tiefen Schmerz um ihren Vatten schien sogar die Dienerschaft nicht erwartet zu haben, da das Verhältniß zwischen beiden kein ungetrübt glückliches gewesen war.

Wolff blieb auf dem Gute. Er traf alle Vorkehrungen, welche die Vererdigung Börner's erforderte. Ehe dieselbe noch vollzogen war, trat das Vormundschaftsgericht zu Gunsten Heinrich's auf, um dessen Vermögen zu sichern. Wolff kam demselben helfend und fördernd entgegen. Er besah hinreichende Gewandtheit und Kenntnisse dazu, und bot Alles auf, um jede feindliche Störung von seiner Schwester fern zu halten. Auch er schien Börner's Tod schmerzhaft und tief zu empfinden, so fern, ja feindlich sie sich auch früher gegenüber gestanden hatten. Der Tod besigt ja eine verjöhnende Kraft. Selbst gegen Heinrich, den er früher kaum beachtet hatte, war er freundlich und theilnehmend, obgleich der Knabe seine Theilnahme ziemlich kalt zurückwies.

Börner wurde mit all der Pracht bestattet, welche sein Stand erforderte. Das Unglück, welches ihn betroffen, hatte die allgemeine Theilnahme wachgerufen, und alle seine zahlreichen Freunde und Bekannte geleiteten ihn zur Ruhe.

Die Vererdigung war beendet. Nach all der Unruhe, welche sie hervorgerufen hatte, herrschte in den weiten Räumen des Schloßes eine fast erdrückende Stille. Auf allen Gesichtern sprach sich Trauer und Abspannung aus. Selbst die Dienerschaft sprach nur leise mit einander, als scheue sie sich, die Stille zu unterbrechen. Unwillkürlich mußte sich einem jeden derselben die Frage aufdrängen, was aus ihm werde, nun der Herr dahin war. Daß nicht Alles beim Alten bleiben müsse, daß eine Veränderung eintreten könne, sah jeder ein, indeß vermochte noch Niemand einzusehen, welche Gestaltung das Leben im Schlosse künftighin annehmen werde.

Bertha hatte noch immer ihr Zimmer nicht verlassen.

Für Heinrich war es ein schwerer Tag gewesen, indeß hatte er auch ihn mit einer wunderbaren Fassung ertragen.

Nur in dem Augenblicke, als der Sarg, welcher die Reste seines geliebten Vaters barg, von den Trägern emporgehoben wurde, um aus dem Schlosse getragen zu werden, hatte er sich von Brandt's Hand losgerissen und mit Ungestüm über den Sarg geworfen.

Er hatte sich von ihm nicht trennen können und doch hatte er sich trennen müssen.

Als dieser schwere Augenblick vorüber gewesen, war er ruhiger geworden. Keine Thräne ward in seinem großen, klaren Auge mehr gesehen. Nur das

leise Gittern seiner Hände und Lippen, das Beben seiner Stimme verrieth, wie unendlich viel er litt und in sich verwickelt.

Brandt wandte seine ganze Aufmerksamkeit und Liebe dem Knaben zu. Auf seinem Zimmer saß er mit ihm und suchte seine Bistbegierde wieder anzufachen, um ihn zu zerstreuen und für kurze Zeit den Schmerz vergessen zu machen.

Heinrich hörte ihm still zu, allein sein starrer Blicke verrieth, daß seine Gedanken dennoch bei einem anderen Gegenstande weilten. Selbst gegen Brandt, der sein ganzes Vertrauen besaß, hatte er sich noch nicht über seinen Schmerz ausgesprochen, jede Aufregung dazu wies er mit einem schweigenden Schütteln des Kopfes von sich.

Während im Schlosse eine dumpfe, fast unheimliche Stille herrschte, schritt der Jäger Sand häufig durch den Park hin, dem Schlosse zu. Sein dunkles, glühendes Auge schweifte suchend umher. An seinen gerötheten Wangen erkannte man keine Aufregung. Mit festem Schritte trat er in das Schloß ein. Ueberall blidte die Dienerschaft auf ihn. Keiner von ihnen hatte ihn seit dem Tage, an welchem er aus dem Dienste Börner's entlassen war, wiedergesehen. Der alte Gärtner hatte ihnen mitgetheilt, daß der Untersuchungsrichter ihn genau über Sand verhört hatte, deshalb mußte Sand in enger Beziehung mit dem Brande stehen.

Flüsternd stellten sie die Köpfe zusammen, als sie ihn kommen sahen. Sie begriffen nicht, wie er es wagen konnte, in das Schloß zu kommen. Jezt trat er auf sie zu.

Wo ist die gnädige Frau? fragte er dann.

Einer der Diener erwiderte ihm, daß sie für Niemand zu sprechen sei und für ihn wahrscheinlich am wenigsten.

Stolz richtete der Jäger den Kopf empor, sein leuchtendes Auge blidte jorzig.

Für mich am wenigsten! rief er mit wegwerfendem Lächeln. Ich werde dennoch mit ihr sprechen. Geh! und melde mich an!

Der Diener weigerte sich.

So werde ich unangemeldet zu ihr gehen, fuhr Sand fort. Noch bin ich ja besamt genug in diesem Hause, um ihr Zimmer finden zu können!

Schnell wollte er auf Bertha's Zimmer zuschreiten. Der Diener vertrat ihm den Weg.

Ich habe Befehl Niemand zu ihr zu lassen, sprach er.

Der Befehl kümmert mich nicht! rief der Jäger heftig. Geh! fort oder ich werde mir den Weg frei zu machen wissen!

Er erhob drohend den Arm.

Erschreckt wich der Diener zurück. Er kannte Sand's Heftigkeit. Mehrere der übrigen Diener wollten ihm zu Hilfe eilen, auch von ihnen wagte indeß keiner der Jäger zurückzuhalten. Ungebändert schritt er auf Bertha's Zimmer zu und trat ein.

Bestürzt blieben die Diener an der Thür stehen. Sie erwarteten, von ihrer Herrin zur Hilfe gerufen zu werden—vergebens. Sie hörten dieselben drinnen mit dem Jäger halb laut, ihnen unverständlich, sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Wahlgeschichte.

Eine fassliche Wahlgeschichte wird aus Rumänien berichtet. In Glocesti fand eine Neuwahl statt, da der dort gewählte Abgeordnete sein Mandat niedergelegt hatte. Der Ausgang der Neuwahl ließ sich durchaus nicht vorher bestimmen. Trotzdem rechnete einer der Candidaten, Herr Cantacuzes, der Chefredacteur der Boimja Nationala, mit solcher Sicherheit auf den Erfolg seiner Candidatur, daß er, um seine Wahl festlich zu begehen, ein großes Gastmahl—250 Couverts—bei dem Wirthe des Clubhauses der Ploesti' er Liberalen bestellte.

Abends um 6 Uhr war das Festmahl großartig hergerichtet, die Menus waren ausgezeichnet, die Kellner standen bereit unter den Waffen und aller Augen harrten auf Herrn Cantacuzes, den Auserwählten der Bürger von Ploesti. Aber statt seiner trat die Hiobsbotschaft ein, daß der Chefredacteur der Boimja endlich unterlegen sei. Den bereits versammelten Freunden des Herrn Candidaten war der Appetit vollständig vergangen. An die noch nicht erschienenen Parteigänger—selbst aus entfernten liegenden Städten wurden Gäste zu dem großen Banquet erwartet—wurden rasch Telegramme abgesandt, durch welche die Einladungen widerrufen werden sollten. Aber leider zu spät. Die Parteigänger und Freunde waren bereits auf der Stelle, frohlich und guter Dinge kamen sie in Ploesti an, zu einer Tafel waren sie abgerufen und mußten jetzt einem Begräbniß beiwohnen. Moral: Man darf niemals das Fell des Bären verkaufen, bevor man ihn nicht getödtet hat.

Bei Huntington, Ind., entgleiste auf der Chicago & Erie Bahn der aus neun Wagen bestehende Wells & Fargo-Expresszug, welcher mit Thee, Seide und Pferden beladen war, und fünf auf demselben befindliche Personen wurden schwer verletzt.

Ein Feuer in Megary & Sons' Teppich- und Möbelgeschäft in Wilmington, Del., verursachte einen Schaden von \$88,000. Versicherung \$45,000.

In Louisiana ist die ganze Gegend am Rite River von Lake Pontcharpe bis Fort Vincent überschwemmt. Der Verlust für die Farmer ist ungeheuer.

## Das Präsidentenwahl-Votum.

Der soeben begonnene Präsidentenwahlfeldzug dürfte, auch ohne an dramatischen Ueberraschungen so reich zu sein, wie manche der früheren, zu den bemerkenswerthesten der 26 Wahlcampagnen gehören, welcher unser Land bis jezt gesehen hat. Abgesehen von den politischen Fragen, bietet die Kosten dieser Feldzüge und die stets zunehmende Stimmenzahl besonderes Interesse.

Die Berichte, welche wir über das Votum bei den ersten 9 Wahlcampagnen haben, sind sehr mangelhaft. Als Washington zum Präsidenten gewählt wurde, gab die Staatsgesetzgebung das Electorenvotum ab, wie dies die Verfassung gestattete. Diese Methode erhielt sich in Süd-Carolina sogar bis zum Jahr 1860; andererseits findet sich die Wahl durch besondere Wahlmänner, welche ihrerseits durch allgemeine Volkswahl bestimmt werden, in manchen Staaten schon 1800 vor. Ein vollständiges Votum des Landes bei der Präsidentenwahl läßt sich erst von 1822 an feststellen. Damals wurden 352,062 Stimmen abgegeben. In den nächsten 8 Jahren muß die Zahl der Stimmberechtigten gewaltig gestiegen sein; denn die Nationalwahl von 1832 ergab bereits 1,156,328 Stimmen.

Von nun an ist die Zunahme eine beständige. Nur die Wahl von 1864 war eine Ausnahme; sie lieferte ein kleineres Votum, als die von 1860, einfach weil sich zur Zeit 11 Staaten in Rebellion befanden und nicht mitthaten. Unter den vorherigen Wahlen war die von 1840, welche William Henry Harrison in das Präsidentenamt brachte, besonders denkwürdig durch ihren Stimmzuwachs; es wurden damals im Ganzen 2,410,771 Stimmen abgegeben, gegen 1,498,206 im Jahre 1836.

Ueber die drei Millionen kam man erst 1852 hinaus; in diesem Jahre wurden 3,142,877 Stimmen abgegeben, und vier Jahre später 4,052,967. Zwölf Jahre darnach waren 5,724,624 Stimmen zu verzeichnen, und von da an hat jede Nationalwahl 700,000 bis 1,300,000 mehr gebracht. 1888 endlich kam es auf 11,374,987. Der diesjährige November dürfte uns etwa 12 bis 13 Millionen Stimmen bringen.

Auch die Kosten für die Erwählung eines Präsidenten sind fort und fort gestiegen. Gewetzte Politiker sagen, jebe im nächsten November abgegebene Stimme werde wahrscheinlich \$1 kosten. Dabei sind auch die Ausgaben für das Drucken der Stimmzettel und für das Entgegennehmen und Zählen derselben mitgerechnet. Jedemfalls werden in diesem Jahre die Kosten größer sein, als je zuvor, schon wegen der großen Anzahl der abzugebenden Stimmen und der Annahme des australischen Wahlsystems in vielen Staaten. Gewaltig müssen auch die directen und indirecten Kosten der großen National-Convention sein, obwohl sich ihre Höhe nur vermuthen läßt. Nimmt man dann noch die Kosten der Ward-, District-, County- und Staatsconventionen hinzu, welche zu des Nationalconventen führen, so erscheint die Behauptung, daß das Aufstellen der Präsidentschafts-Candidaten allein heuer \$4,000,000 koste, kaum übertrieben. Dazu kommen nur die kolossalen Summen, welche der Wahlfeldzug in der ganzen Union verschlingt, für die Organisation der Parteien, Ausstattung der Straßenparaden und Abhalten unzähliger Versammlungen, Schreib-, Druck- und Uebersetzungskosten, und so weiter (darunter kann sich noch Jeder denken, was ihm beliebt.)

## Die Sage von Pelikan.

Die Ornithologen wußten wohl längst, daß die dem Pelikanweibchen zugeschriebene Eigenschaft, sich die Brust aufzureißen und deren „Inhalt“ seinen Jungen zum Fraße darzubieten, in der That der Sage gehöre, allein erst in neuester Zeit wurde die Ursache der Entstehung dieser Sage näher beleuchtet. Und zwar geschah dies durch Baron Kalberlaender, einem Wiener Naturforscher, der auf einem kleinen Boote die Donau von Wien bis Sulina, behufs Erforschung der Vogelwelt dieser Strecke, abwärts fuhr. Bei dieser Gelegenheit hat er zumal die Pelikane eifrig beobachtet und sich zu diesem Zwecke bei den Vögeln selbst in einem leerstehenden Neste—von dessen Dimensionen man sich demnach einen Begriff machen kann—einquartirt. Nun schreibt er, daß die Pelikane insofern ein geregeltes Leben führen, als sie täglich bloß drei Mahlzeiten halten, bei denen sie eine ungläubliche Menge von Fischen verzehren. Dann ruhen sie, eintige mit dem Halse auf dem Rücken, andere damit beschäftigt, ihr Gefieder zu putzen. Die mütterlichen Pelikane kümmern sich nicht im Geringsten um ihren Nachwuchs, diese Sorge fällt vielmehr den Weibchen zu und wird so besorgt, daß das Weibchen den gewaltigen Schnabel gegen die Brust drückt und ihn öffnet, „worauf die Jungen aus dem Nesthülle der Alten, wie aus einer Schüssel freffen.“ Die dem Vorgange nun ist die erwähnte Sage entworren und hat dem Pelikane nicht nur den Ruhm besonderer Aufopferungsfähigkeit eingebracht, sondern ihn geradezu zum Typus derselben gestempelt.

Samuel Burd in Rodova, Ill., erst 31. Er ist verheiratet.